Poesie, Philosophie und ihre Peripetien
Eine Danksagung

Durs Grünbein

HENRI BERGSON TRÄUMTE EINMAL, er sei Sigmund Freud. Und Freud sah sich im Traum in der Rolle Friedrich Nietzsches. Und Nietzsche erkannte sich, bevor er seine Briefe mit *Dionysos* oder *Der Gekreuzigte* unterzeichnete, in René Descartes wieder, dem ersten Icherzähler der Philosophie. In seiner ersten großen Aphorismensammlung, in der vom Traumdenken die Rede ist, läßt er ihn für sich sprechen – »An Stelle einer Vorrede«. Jakob Böhme, ein einfacher Schuster und Visionär, träumte, er sei mit Jesus Christus durch alle Höllenpforten des Geistes gegangen. Er konnte von sich sagen, daß er bei Tag oder Nacht in einer Viertelstunde mehr gesehen habe, als wenn er viele Jahre auf hohen Schulen gewesen wäre. In seiner mystischen Daseinsfülle waren ihm Traum und Wachen ein und dasselbe. Das sind die Denker, die bei den Dichtern ankommen.
Im Traum begegnen auch Philosophen sich in der Rolle des Anderen, hinter geschlossenen Augenlidern erscheinen die Körper austauschbar, wird Seelenwanderung zum Erlebnis. Anders gesagt: zur unbeweisbaren Erfahrungssache.
Adorno träumte eines Tages, er solle gekreuzigt werden, in einem anderen Traum wird ihm eingeflüstert, daß Hölderlin Hölderlin hieß, weil er immer auf einer Holunderflöte spielte. Walter Benjamin träumt von einem Besuch im Goethehaus und sieht dort im Gästebuch seinen Namen bereits eingetragen – in Kinderschrift. Von Heidegger weiß man, daß er sich nach dem Krieg, der mit Deutschlands Zertrümmerung endete, insgeheim als der wiedergekehrte Heraklit sah, auf seinen Wanderungen durch den Hochschwarzwald, in einer Art dauerndem Tagtraum.

Descartes war von anderer Art, in seinen Träumen versuchte er sich als der, der er sein wollte zu behaupten. Einmal begegnete ihm im Traum auf einem Schulhof ein Mann, der ihm eine Melone aus einem fremden Land anbot. Sigmund Freud vermutet auf Nachfrage in einem Brief, daß hier »die Reize der Einsamkeit, aber ausgedrückt in rein menschlichen Verlockungen« dargestellt seien. Es habe sich, erklärt der Verfasser der *Traumdeutung*, um eine Kategorie von Träumen gehandelt, die wir als »Träume von oben« bezeichnen. »Der Trauminhalt ist in solchen Fällen gewöhnlich ein abstrakter, poetischer und symbolischer.« Descartes also befand sich in seinem Bett in der Lage des Dichters. Dabei konnte er sich kaum auf den Beinen halten, ein Sturmwind drohte ihn fortzublasen. Ob dieser Sturm vom Paradies her wehte, war nicht seine Frage. Ein Engel vielleicht hätte ihm Auskunft geben können. Aber zu seiner Zeit kam es eher darauf an, die bösen Geister abzuwehren und mehr noch: die übermächtigen Patriarchen der Metaphysik. Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, er könnte ein anderer sein als das philosophische Weltkind, als das er sich selber sah. Der vom Schicksal Begünstigte, der allen Wirbelwinden, Funkenregen, Blitz und Donner, einer Welt in Aufruhr trotzt dank der neuen Physik, deren Grundlagen er in den folgenden Jahren ausarbeiten sollte. Er hatte nun seinen Weg eingeschlagen, der ihn von der geliebten Poesie und von allen haltlosen Träumereien fortführte in die Annalen der Philosophie und der neuzeitlichen Wissenschaft.
Ein Autor versteckt sich am besten zwischen den Zeilen, das ist der älteste Trick. Descartes war der

erste, der von Descartes träumte, also von sich. Viele wandeln auf unsicherem Grund, wissen nicht, wer sie sind, arbeiten sich ein Leben lang an anderen ab. Wärst du nicht gern einmal René Descartes gewesen, habe ich mich, es ist lange her, in einem Buch mit dem Titel »Vom Schnee oder Descartes in Deutschland« gefragt. Die meisten Autoren, die ihn verwirrten, sind heute vergessen, wer außer Lateinschülern kennt noch Ausonius und seine Idyllen?

Eines Tages kam mir die Idee, Dichter zu werden. Den Versuch zu wagen, Dichter zu sein. Dabei wollte ich niemals nur wie ein Dichter gelesen werden, vielmehr als jemand, der sein Leben der Sache widmet, die er am meisten liebt.
Auch Descartes war in die Poesie verliebt, schon als Schüler hatte er die Erfahrung gemacht, daß der Einfallsreichtum der Dichtungen den Geist aufweckt. Ein halbes Eingeständnis enthält sein Fazit, daß Beredtsamkeit, Poesie eher Geistesgaben sind als Früchte des Studiums. Das wußte auch Nietzsche, Schopenhauer, wußte schon Platon, Aristoteles, das wußten sie alle, während sie eifersüchtig die Poesie im Auge behielten. In ihren Schriften finden sich vielerlei Anzeichen für einen Sinneswandel, einen Ansturm der Sinne auf die Begriffe. Dabei hat jede Poetik ihre Methode, nicht nur ihr Wissen vom Wechsel der Töne, das in den Bereich der Musikwissenschaft fällt.
Hin und her wandern die Diskurse – von den Konzepten zu den Perzepten und wieder zurück, und werden mit jeder Wendung der Philosophiegeschichte nervöser.
Das Gedicht wehrt sich gegen den hierarchischen Aufbau der Welt, die genormten Wirklichkeiten, in denen Philosophie nach alter Tradition sich begrifflich einrichtet. Das ist seine Aufgabe seitdem die Philosophie die Dichtung enterbte in den Zeiten der Vorsokratiker. Mit Parmenides, der seine Gedanken *Über die Natur* nach dem Vorbild des Mythenordners Hesiod in einem Lehrgedicht vorträgt, ist die Übernahme bereits vollendet. Von ihm wird später Aristoteles sagen, er spreche mit »hellerer Einsicht«. Gemeint ist: heller als alle Dichter und Mythenerzähler, Homer inklusive. »Parmenides nämlich scheint das begrifflich Eine aufgefaßt zu haben«, wie es in seiner *Metaphysik* (I/5) heißt. Bis heute kommen die Philosophen auf diesen frühen Kreuzungspunkt zurück, so erst jüngst Jürgen Habermas, der einzige Philosoph meiner Zeit, dem ich regelmäßig über den Weg gelaufen bin, in seinem persönlichen Rückblick *Auch eine Geschichte der Philosophie*. Darin heißt es: »Parmenides interessiert sich freilich noch nicht wie Plato für den hierarchischen Aufbau der Welt; er entwickelt keine Ideenlehre. In seinem Lehrgedicht geht es um die „Methode“, den richtigen Weg zur Erkenntnis und nicht, wie noch bei den ionischen Naturphilosophen und Heraklit, um Beschreibung und Erklärung des Kosmos selber.«

Sobald erst die Uhren erfunden waren, hatte ein Ticken eingesetzt. Der interessierte Mensch begriff nun, er mußte sich die Zeit einteilen bei der Lektüre. Philosophische Schriften erfordern viel Zeit zum Studium, sie müssen wieder und wieder analysiert, widerlegt und generalüberholt werden, Zeit, die auch die Dichtung beansprucht, wenn sie ernsthaft betrieben wird. Ein gewaltiger Bücherberg steht uns vor Augen, ein wahres Alpengebirge der Literatur, beiderseits aufgefaltet. Man sagt, du mußt dich entscheiden, was dir im Leben wichtiger ist: Marcel Prousts »À la recherche du temps perdu« oder Georg Wilhelm Friedrich Hegels »Phänomenologie des Geistes«, um nur zwei der Gipfeltexte zu nennen, in die das Nachdenken über unser aller gemeinsames anthropologisches Gewordensein sich seither teilt. Aber kann man nicht beides haben, fragt sich der Patient in der Geschlossenen Psychiatrie,

und trommelt gegen die trennenden Wände.

Träumen, was ist das, Dichten? Ich sage: ein anthropologisches Abenteuer, ich sage: langsam in einer Kapsel vom Meeresgrund auftauchen. Alle Filme, die man gesehen hat, rückwärts ablaufen lassen. Alle Städte, die man durchwanderte, noch einmal durchqueren, im Zeitraffer. Alle Konflikte mit den Menschen, denen man begegnete, alle Lieben, Affären, sexuellen Episoden wieder erleben, nur diesmal dramatischer. Die Bande der Surrealisten hatten davon eine Ahnung. Der Surrealismus war eine Strategie, die Sprache in den Traumzustand zu versetzen, zwischen Poesie und Philosophie hin- und herzuschalten. Rimbaud, erklär uns, was du mit deinem Spruch gemeint hast. Träumte er wirklich davon, ein anderer zu sein? Man weiß nur, er ist selten bei sich gewesen, selten zu Hause. Und doch heißt es bei ihm, in aller induktiven, transsubjektiven Unschuld: »Wir bejahen dich, Methode!« Ein Siebzehnjähriger überwindet die Gräben und springt im Geist hin und her wie ein Irrlicht.
Im Traum steigen wir aus der Bewegungsform Leben aus, tauschen die Position des Akteurs mit der des Zuschauers, der seine Handlungen wie die eines anderen erlebt. Stellen uns Fragen wie: Heißt das Ja oder Nein? Gleiten, bevor die Antwort kommt, in die eigene Blase zurück, den Schutzanzug für extreme Druckverhältnisse, tausend Meilen unter dem Meer. Die paar Verfolger streifen wir ab wie Seetang, der an der Ausrüstung klebt. Kehren durch Tag und Nacht, Luft und Wasser, Landschaften und Städte zurück und begegnen uns zuverlässig am Ende selbst, beim Auftauchen, Aufwachen. Der Schlaf ist nur eine Randbedingung. Dabei kann das Bewußtsein den Aggregatzustand wechseln.

Dies alles anstelle einer Vorrede.
Denn dies ist keine Rede, es ist allenfalls eine Gedanken-Collage.

Worauf will einer hinaus, wenn er Gedichte schreibt? Wüßte er es im Voraus, es würde ihm keine einzige Zeile gelingen. Es lohnt sich nicht zu beginnen, wenn das Ergebnis schon feststeht. Gedichte schreiben heißt, das haben alle berichtet, die sich darin versuchten: den Text in sich ablesen, stets um Kurskorrektur bemüht, mit schlafwandlerischer Sicherheit einer Linie folgend, die am Ende die eigene war, der Natur zugewandt, dem Kosmos, in wenigen Glücksmomenten der Schönheit. Das ist das Gesetz des poetischen Kalküls, von dem Hölderlin sprach – eine These, die sich so wenig beweisen läßt wie die meisten Thesen der Philosophen.
Hölderlin war der eine, von dem wir wissen, daß er das Gelände der Philosophie durchwandert hat bis er am Ende gegen die Wände trommelte. Anders als Goethe oder Novalis, für die der Fächer der neuen Wissenschaften wie ein Regenbogen aufging, retardierte er auf antikem Grund: bewegte sich in der trigonometrischen Äquidistanz von Mythologie, Geschichte und Poesie. Er gilt, neben Hegel und Schelling, seinen Zimmergenossen im Tübinger Stift, als Mitautor des ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus. Darin heißt es: »Nur was Gegenstand der Freiheit ist, heißt *Idee*.« Die Idee, die alle vereinigt, ist die Idee der Schönheit (und nicht die des Staates, der nichts als ein Räderwerk ist, etwas Mechanisches, den Kriegszustand der Menschen Steuerndes). Dagegen kann Schönheit vieles sein - ein Lied, ein Körper (Frau oder Mann), eine Landschaft, ein Tier, ein Krater – im Doppelsinn von Vulkanabgrund oder Trinkgefäß mit einer rotfigurigen Zeichnung »Odysseus bei Nausikaa«. Das studentische Trio aber wußte bereits: »Der Philosoph muß ebensoviel ästhetische Kraft besitzen als der Dichter.« Und: »Die Philosophie des Geistes ist eine ästhetische Philosophie. Und: »…die Dichtkunst allein

wird alle übrigen Wissenschaften und Künste überleben.« Na sowas. Wir haben die Politik, den Krieg, das ununterbrochene Alltagsleben, aber was bleibt – »stiften die Dichter«. Ist das so? Bis gestern hätte man das noch unterschrieben, aber was wissen wir heute?
Heute wird für den Einzelnen, der schreibt, und es scheinen Millionen zu sein, zur Erfahrung: Wenn das Gedicht fertig ist, weiß man mehr – zunächst über sich selbst. Das ist das Spiel: zu schreiben bis man etwas über sich herausgefunden hat, etwas das über einen selbst hinausgreift und für die Menschheit bedeutsam ist, etwas Neues. Erst danach ist man klüger. Es gibt das Poetisch-Kritische. Keine Poesie kommt mehr ohne das kritische Denken über die Runden. Kritik an ihren Formen und Methoden, an dem so gut wie unhaltbaren Punkt jedes Einzelnen in Gesellschaft und Geschichte.

Meine Fußnote zu diesem ewigen Hin und Her ist nur diese. Ich denke, daß die Verfahrensweise des poetischen Geistes eine andere ist. Daß die poetische und die philosophische Einbildungskraft auf verschiedenen Gleisen fahren. Das Denken in beiden Bereichen fährt gewissermaßen systematisch aneinander vorbei. Aber es gibt die Knotenpunkte, die gibt es, Umsteigebahnhöfe, Schalterhallen der zufälligen Begegnungen, gemeinsame Abstellgleise. Ich habe immer nur Dichter und Dichterinnen ernstnehmen können, die mit Philosophie auf Augenhöhe verhandelten.

Darum ist Descartes früh zu meinem Leitstern geworden - der Prototyp des neuen okzidentalen Denkers: entwurzelt, erkenntnisgetrieben, zweifelnd in jegliche Richtung. Das ist der Mann, dem wir die Erfindung des modernen Subjekts verdanken, dieses Agenten der Selbstbestimmung, des kritischen Denkens. Noch einmal: »Die Beredtsamkeit schätzte ich sehr und war in die Poesie verliebt; aber ich dachte mir, daß beides eher Geistesgaben sind als Früchte des Studiums.«
Dabei ist es geblieben. Auch wir Heutigen gehen noch davon aus, daß die Künste (alle Künste, inklusive der Dichtkunst) Talent zur Voraussetzung haben, also Begabung sind, ein Geschenk letzten Endes. Während alles andere erworben wird durch fleißiges Studium. Dichtersein heute, unter den Bedingungen einer durch und durch ausdifferenzierten Gesellschaft (Luhmann, Soziologische Systemtheorie) heißt, sich von Anfang an selber zu organisieren, alles auf eine Karte zu setzen, meistens vergeblich, aber manchmal doch nicht. Ein Zitat, das mich oft gerettet hat, Zitate sind Rettungsanker, ist dieses von Paul Valéry: »Manchmal bin ich, manchmal denke ich.«
Mehr war es nicht, was ich sagen wollte. Aber das soll mein Dank sein für diese unverhoffte, ungewöhnliche, unverdiente Ehrung.
Ich danke Ihnen, daß Sie mir bis hierher gefolgt sind.
Daß Mailand der Ort ist, an dem ich mich ganz gegen meine Absicht noch einmal erklären durfte.

Ringrazio me stesso.
Grazie a tutti i presenti
per questo momento
della mia vita casuale